

Birgit Heller und Edith Franke

I.1 Grundbegriffe

Der Begriff *Gender* bezeichnete ursprünglich das grammatikalische Geschlecht. Ausgehend von den feministisch inspirierten Sozialwissenschaften in den 1970er Jahren ist Gender zu einer wichtigen Kategorie der Forschung und der Produktion von Wissen geworden. Heute spielt diese Kategorie in allen wissenschaftlichen Disziplinen eine mehr oder weniger große Rolle; dies gilt auch für den Bereich der Religionswissenschaft. Gender wurde zunächst übersetzt mit „sozialem Geschlecht“ im Unterschied zu „biologischem Geschlecht“ (*sex*). Die Differenzierung zwischen Gender und Sex ist Ergebnis der Erkenntnis, dass geschlechtsspezifische Eigenschaften und Verhaltensweisen nicht einfach biologisch determiniert, sondern soziokulturell geprägt sind. Gender wurde als ein kulturelles Konstrukt betrachtet, als die Art und Weise, wie die binäre Konzeption von weiblichem und männlichen Geschlecht in einer bestimmten Kultur wahrgenommen und eingeschätzt wird und wie sich Frauen und Männer erwartungsgemäß verhalten sollen.

Bereits 1984 hatte Carol Hagemann-White, ähnlich wie später Judith Butler (1990), das bislang unhinterfragte Konzept der Zweigeschlechtlichkeit kritisiert und deutlich gemacht, dass es sich bei der Zuordnung zu einem Geschlecht nicht um eine binäre Kategorisierung handelt, sondern, dass auch biologisch von einem Kontinuum der Geschlechtszuordnung ausgegangen werden muss. Entsprechend wird mit dem Begriff Gender auch eine Ablehnung des biologischen Determinismus bezüglich der Geschlechtszuordnung zum Ausdruck gebracht und die Prämisse einer natürlichen Geschlechterdifferenz abgelehnt. Der Genderbegriff bietet somit die Grundlage für ein analytisches Konzept zur Erforschung von Geschlechterkonstruktionen und -ordnungen, das die Untersuchung gesellschaftlicher Machtbeziehungen durch Genderzuordnungen ermöglicht. Der Zusammenhang von Macht und Geschlecht, so eine Annahme in den Gender Studies, wird in Systemen, die Männlichkeit und Weiblichkeit hierarchisieren und unterschiedlich bewerteten Feldern zuordnen, im Interesse der herrschenden Gruppe durch Naturalisierung, Ontologisierung, Essentialisierung, Kosmologisierung und Idealisierung verschleiert.¹ Aus diesem Grund müssen Genderkonstruktionen in der wissenschaftlichen Analyse als etwas Problematisches und nicht als etwas Bekanntes behandelt werden (Franke und Maske 2012, 127).

1 Dieser und einige weitere Abschnitte dieses Kapitels basieren auf Ausführungen, die Edith Franke und Verena Maske in ihrem Beitrag „Religionen, Religionswissenschaft und die Kategorie Geschlecht/Gender“ 2012 dargelegt haben.

Seit den 1990er Jahren ist der Begriff Gender selbst zum Gegenstand heftiger Debatten geworden. So wurde etwa die Unterscheidung von Sex und Gender kritisiert, da sie auf einer Trennung von Körper/Natur und Gesellschaft/Kultur basiere, die einseitig und unangemessen erscheint (Haraway 1991, 198). Noch radikaler relativiert sich die vormals klare Unterscheidung von Sex und Gender in jenen postmodernen Forschungsansätzen, die Zweigeschlechtlichkeit selbst als Ergebnis von Konstruktionsprozessen betrachten. Das Geschlecht des menschlichen Körpers und seine sexuelle Orientierung sei nicht einfach nur ein Teil der Biologie im scharfen Gegensatz zu kulturell geprägten Geschlechterrollen, sondern selbst ein Feld kultureller Konstruktion – von Kleidungs- und Bewegungsvorschriften bis hin zum normativen Zwang zur Heterosexualität. Diese Diskussion wurde maßgeblich von der Philosophin Judith Butler in Gang gesetzt. Die extreme Position, dass ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ reine soziale Konstrukte sind und es somit letztlich nur Gender gebe, hat zu starken Auseinandersetzungen geführt und einen unüberbrückbaren Graben zur biologischen Verhaltensforschung aufgerissen (de Waal 2022, 24).

Randi Warne (2000b, 141–143) unterscheidet verschiedene Verwendungsstrategien, die mit Gender-Zuschreibungen verbunden sind – etwa Ontologisieren, Naturalisieren, Idealisieren, Autorisieren usw. – und beschreibt die Beziehung zwischen Gender und Sex mit drei Modellen: Nach dem homologen Verständnis ist Gender einfach die Übersetzung von Sex (Gender korrespondiert mit der sogenannten weiblichen bzw. männlichen Natur); nach dem analogen Verständnis bezeichnet Gender die soziale Bedeutung von Sex (Sex = Natur; Gender = Kultur) und nach dem heterogenen Verständnis gelten weder Sex noch Gender als natürlich. Wie immer die Beziehung zwischen Sex und Gender auch interpretiert wird, so machen doch vorliegende Untersuchungen deutlich, dass die meisten Gesellschaften durch ein rigides Gender-System charakterisiert sind, das mit binären Gegensätzen, einer hierarchischen Ordnung und einem ungleichen Zugang zu Macht und Ressourcen verbunden ist (King 2005, 3297).

Die Debatten um den Gender-Begriff haben die vormals klare Trennung zwischen Gender und Sex stark problematisiert und damit einen wichtigen Reflexionsprozess ausgelöst, teilweise aber auch zu einer verwirrenden Vielfalt an Positionen geführt. Die Kritik am Gender-Begriff ändert jedoch nichts an der Erkenntnis, dass Geschlechterrollen und -bilder sowie geschlechtsspezifische Modelle bezogen auf Macht, Status und Autorität in verschiedenen Kulturen eine große Variationsbreite aufweisen und nicht biologisch determiniert sind. Körper, biologisches Geschlecht und Sexualität werden immer im sozialen Kontext gedeutet und oft religiös legitimiert und tradiert. Sie sind sozusagen nicht im natürlichen Rohzustand zugänglich. Deshalb können wir zwar von männlichen und weiblichen Körpern sprechen, aber diese Rede lässt sich nicht von den Bedeutungen trennen,

die ihnen zugeschrieben werden. Sowohl Biologismus als auch radikaler Sozialkonstruktivismus stellen einseitige ideologische Zugänge dar, die die ewige Streitfrage um den Stellenwert und Einfluss von Natur (Sex als biologischem Geschlecht) und Kultur (Gender als sozialem Geschlecht) durch die jeweilige Negation des anderen zu lösen versuchen. Entweder werden ‚natürliche‘ Wesensunterschiede zwischen den Geschlechtern aus den körperlichen Unterschieden abgeleitet oder der Körper wird lediglich zur Fläche sozialer Konstruktion von Geschlecht. Das Ineinandergreifen und die wechselseitigen Bezüge von Sex und Gender werden dabei ignoriert. Raewyn Connell (2021, 47) hat für die Verschränkung körperlicher und sozialer Prozesse den Begriff *social embodiment* geprägt. *Geschlecht* ist demnach eine spezifische Form der sozialen Verkörperung und kann nur auf dieser Basis verstanden werden: „We can only begin to understand gender if we understand how closely the social and the bodily processes combine. We are born in blood and pain, and we are born in a social order.“ (Connell 2021, 48).

Der deutsche Begriff ‚Geschlecht‘ hat den Vorteil, sowohl das biologische als auch das soziale Geschlecht zu umfassen und entspricht der Erkenntnis, dass die beiden Dimensionen miteinander interagieren. In der modernen Sexualwissenschaft sowie in der Gender- bzw. Geschlechterforschung ist die Begrifflichkeit für Geschlechtsidentitäten, die von kulturell definierten Geschlechternormen abweichen, äußerst vielfältig geworden (Johnson 2010; Sigusch 2013) und verändert sich fortlaufend. Es ist nicht immer klar, was nun eigentlich genau mit *transsexuell* oder *transgender*, *queer*, *intersexuell* oder *intergender*, *bisexuell*, *fluid/liquid sex* oder *fluid gender* usw. gemeint ist. Insbesondere die Definitionen von *transsexuell* und *transgender* haben sich mehrmals gewandelt und sind weiterhin in Bewegung (Haefele-Thomas und Thatcher 2019, 19 f.). Die Tatsache, dass sich die Bedeutungen häufig überlappen, belegt, wie schwierig es ist, Sex und Gender voneinander zu trennen.

Die Begriffe *Queer* oder *Transgender* werden als Dachbegriffe für Geschlechtervielfalt im weitesten Sinn verwendet. In den sogenannten Queer Studies, die in den 1990er Jahren aus den Gay und Lesbian Studies hervorgegangen sind, richtete sich die Aufmerksamkeit zunächst auf Körper, Sexualität und sexuelle Orientierung. Dieser Ansatz wurde ausgeweitet auf ideologiekritische Arbeiten, die heteronormative Identitätskonzepte hinterfragen und die Herstellung einer heterosexuellen, zweigeschlechtlichen Ordnung als kulturellen Normierungsprozess und als generalisierende Denkbegrenzung kritisieren (Rendtorff 2011, 229). Parallel zu den Queer Studies haben sich die Transgender Studies entwickelt. Der Terminus *transgender* bezeichnete ursprünglich den Wechsel der sozial zugewiesenen Genderposition (eventuell mit Hormongaben, aber ohne Operation des Körpers), wurde dann zum Synonym für Personen, die die Zweigeschlechtlichkeit verwerfen, wird aber auch für den Wechsel vom männlichen Geschlecht zum weiblichen und um-

gekehrt – analog zur ursprünglichen Bedeutung von *transsexuell* – verwendet. Darüber hinaus fungiert Transgender heute auch als Dachbegriff für sämtliche Formen von Gender-Diversität (Stryker 2017, 36–38; Haefele-Thomas und Thatcher 2019, 20).² Der Terminus Transgender eignet sich dafür insofern gut, als die Silbe *trans* ausdrückt, dass etwas überschritten wird, näher besehen handelt es sich jeweils um das Überschreiten eines festgelegten Geschlechts oder von Geschlechternormen. Der Begriff lässt offen, ob ein Geschlechtswechsel vollzogen wird und welche Transformationen damit einhergehen, ob männliches und weibliches Geschlecht kombiniert werden oder ob die Geschlechterdualität in Richtung eines ‚dritten Geschlechts‘ bzw. multipler Geschlechter trans-zentriert wird.

Die Religionsgeschichte ist ganz überwiegend davon bestimmt, dass essentialistische Aussagen zu Weiblichkeit und Männlichkeit getroffen und mit religiösen Rollen und Vorstellungen von Transzendenz verknüpft werden – bis hin zur Legitimierung und Sanktionierung spezifischer Geschlechterbilder und -rollen durch den Verweis auf göttliche Macht. Es finden sich jedoch in vielen religiösen Traditionen auch verschiedene Beispiele für Geschlechts-Transformationen, die als Geschlechtswechsel oder auch als Überschreiten der Geschlechterdualität auftreten und die sich auch auf der Symbol-Ebene, etwa bezogen auf Bilder vom Göttlichen, zeigen können. Teilweise ist der Geschlechtswechsel mit körperlichen Veränderungen verbunden (etwa Kastration), häufig geht es aber nur um einen Wechsel des Gender-Ausdrucks, der sich auf die äußere Erscheinung – wie etwa geschlechtsspezifisch konnotierte Kleidung und Haartracht (Crossdressing) – und genderspezifisches Verhalten bezieht. Da die Definitionen der modernen, im westlichen Kulturraum geprägten Begriffe transsexuell, transgender usw. uneinheitlich sind, ist ihre Verwendung für religiöse Phänomene in unterschiedlichen Kulturen schwierig. Transgender fungiert in diesem Band – wie derzeit üblich – als Dachbegriff; werden andere Begriffe herangezogen, so wird ihre Bedeutung erklärt, wobei auf den Spannungsbogen von Sex und Gender geachtet wird. Im Hinblick auf die Trans-sex/gender-Symbolik in religiöser Mythologie und Spiritualität zeigt sich eine Fülle von Interpretationsmöglichkeiten, die in Bezug zu sozialen Geschlechtsidentitäten und Geschlechterbeziehungen stehen. Sie machen deutlich, dass rezente und auch religionshistorische Quellen – insbesondere solche jenseits dominanter Traditionen und dogmatischer Texte – mehr Diversität und Spielräume für Geschlechterrollen und -bilder bieten als es hegemoniale Deutungstraditionen lange suggeriert haben.

² Wie sehr die Begrifflichkeit in diesem Feld in Bewegung ist, zeigt die jüngste Entwicklung: An die Stelle der Bezeichnung Transgender Studies tritt nun die Bezeichnung der Trans (oder Trans*) Studies (etwa Baumgartinger 2017), die als neuer Dachbegriff für die Erforschung sämtlicher nicht-normativer Geschlechterpositionen fungieren soll.

Für die Gender Studies und die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Religion und Geschlecht ist ein Bezug auf das Konzept der *Intersektionalität* unabdingbar. Geprägt wurde der Begriff von der Juristin Kimberlé Crenshaw (1989), die auf die verflochtene und sich verstärkende Wirkung von Identitätskategorien wie Ethnie, Hautfarbe, Klasse, Alter, körperliche Nicht/Behinderung, sexuelle Orientierung und Geschlecht aufmerksam gemacht hat. Essentiell ist dabei das Verständnis, dass unterdrückende Institutionen und Machtverhältnisse nicht unabhängig, sondern als zusammenwirkende Mechanismen in den Blick genommen werden (Degele 2019). Der Begriff *Patriarchat* wurde durch die Forschungen zu Intersektionalität im Sinn von Überschneidungen verschiedener Identitätskategorien stark relativiert. Die Annahme des Patriarchats als eines weltweit einheitlichen Systems der Unterdrückung aller Frauen durch alle Männer wird als zu pauschalisierend kritisiert, weil die Vielfalt an Identitätskategorien die soziale Konstruktion von Geschlecht in den verschiedenen Kulturen modifiziert. Dennoch führen trotz vielfältiger Variationen sozialer Ungleichheit gesellschaftliche Strukturen, die durch hegemoniale Positionen männlich dominierter Eliten gekennzeichnet sind, dazu, dass Frauen rund um den Globus gegenüber Männern entmachtet und in Hinblick auf verfügbare Ressourcen benachteiligt sind.³

In der religionsbezogenen Geschlechterforschung ist das Bewusstsein für die Intersektionalität bis hin zur Diskursivität der Konzepte *Gender* und *Religion* präsent und hat zu vielfältigen theoretischen und methodischen Anfragen und Neuanätzen in Theologie und Religionswissenschaft geführt (zuletzt Auga 2022; van der Hoek 2023). Für religionswissenschaftliche Forschung zu Geschlecht und Religion ist eine intersektionale Perspektive unerlässlich, um eine kritische und differenzierte Analyse von Interdependenzen und Wirkungsweisen religiöser und gesellschaftlicher Ordnungen zu erreichen (so auch King 2021, 41). In diese Richtung gehen jüngst auch Arbeiten, die den Zusammenhang von Gender, Behinderung und Religion untersuchen (Jelinek-Menke 2023).

Im Zuge der postkolonialen und feministischen Wissenschaftskritik sind nicht nur das Selbstverständnis, die Forschungsperspektiven und Aufgaben der Religionswissenschaft kritischen Revisionen unterzogen worden, sondern wurden auch der Begriff *Religion* und die Wirkung der Produktion von Wissen, einschließlich der epistemischen Grundlagen in Frage gestellt. Zentrale Kritikpunkte in diesem Kontext sind die Vernachlässigung außereuropäischer Traditionen und Konzepte von Wissenschaft, Geschichte und Religion (Masuzawa 2005), die Partikularität (reli-

³ Raewyn Connell (2013, 192) bezeichnet den Überschuss an Ressourcen, über den Männer verfügen, als „patriarchale Dividende“, nämlich als „den Vorteil, den Männer als Gruppe davon haben, dass die ungleiche Geschlechterordnung aufrechterhalten wird“.

gions-)wissenschaftlicher Taxonomien und die folgenreiche Konzeption einer Polarität von Religion und Säkularität (Asad 2003). Diese gehen mit einer Ignoranz gegenüber Forschung jenseits des angelsächsischen Raums ebenso einher wie mit der selektiven Rezeption dominanter Quellen und Wissensproduktion, so dass Erkenntnisse und Wissensbestände zu Religion nur spezifische Teile der Religionsgeschichte erfassen und Perspektiven wie Gender oder auch lokale Mythologien und Rituale nicht inkludiert werden (Masuzawa 2005; Joy 2005). Auch die Zentralasien- und Religionswissenschaftlerin Karénina Kollmar-Paulenz macht auf die „unhintergehbare kulturelle Voreinschreibung dessen, was ‚Religion‘ ist“, aufmerksam (Kollmar-Paulenz 2013, 154). Sie sieht es jedoch als Chance an, durch eine Reflexion der Partikularität von Wissenschaft und der „kulturelle[n] Gebundenheit von Wissenschaftssprache“ (155) ein gemeinsames wissenschaftliches Vokabular der Verständigung zu erreichen. Entscheidend sei dabei die Akzeptanz und das Bewusstsein der Gleichzeitigkeit und Gleichwertigkeit unterschiedlicher Wissenskulturen, die auch schon Chakrabarty (2010) fordert. Eine solche Haltung ist ebenso für Forschungen zu Geschlecht und Religion bestimmend, die sich im Kontext der Gender Studies und Postcolonial Studies positionieren und sich eine Perspektive der Intersektionalität zu eigen machen. Es ist nicht das Anliegen dieses Bandes, nun eine neue geschlechtergerechte postkoloniale Definition des Religionsbegriffs zu entwickeln. Vielmehr geht es darum, die räumliche und zeitliche Bedingtheit (so auch Stausberg 2012, 35f.; 38) religionswissenschaftlicher Taxonomien und Erkenntnisse ins Bewusstsein zu rufen und für einen transparenten, stetig reflektierten und diskursiven Umgang mit dem Konzept ‚Religion‘ einzutreten.